



Nr. 95

(2. Beilage.)

Freitag, den 24. April.

1903

Der Gemeindecart.

Roman von M. Elsbörn.

Fortsetzung.

„Ihr habt ja noch garnichts von Rudolfs Krankheit erzählt, nur aus dem Briefe wissen wir, daß er vor einem Jahr an den Nerven gelitten“, sagte sie hinzu.

Gertrud blickte Rudolf an, daß er's erzähle — der aber ärgerte sich und rückte ungeduldig auf seinem Stuhle herum.

„Laß mich doch in Ruhe, bin ich denn deshalb hierher gekommen, um mich gleich ausfragen zu lassen?“

„Nun, das ist doch das Erste, daß man sich nach dem iverthen Befinden erkundigt!“ warf Onkel Joachim hin, um Rudolf zu besänftigen.

„Laß den Scherz, Joachim“, sagte Frau Mathilde — „ich als Mutter habe doch das Recht, mich nach den wichtigsten Dingen zu erkundigen, die meinen Sohn in seiner Abwesenheit getroffen haben, und wenn er mir das nicht nachsüßelt, so erwarte ich von Gertrud eine Antwort.“

Sie dachte gar nicht daran, daß Graf Fluens mit am Tische saß, der, wenn er auch einst Rudolfs Kamerad gewesen nicht zur engsten Familie zählte.

Gertrud hätte sich auch einen Finger abhacken lassen, wenn Frau Mathilde es befohlen — sie war so gänzlich eingeschüchtert von der herben Frau, daß sie sich selbst ganz weislos vorkam, und dazu verfehlte sie der kühle Empfang in sinnlose Angst.

„Rudolf ist gemüthskrank gewesen“, brachte sie zögernd hervor.

Ihren Worten folgte eine furchtbare Scene — Rudolf stand da mit zitternden Fäusten, als wolle er über Gertrud herfallen.

Onkel Joachim hielt ihn zurück, aber nun brach sich sein Born in Worten Bahn.

Gertrud hatte ihm versprochen, seine Krankheit geheim zu halten, denn er, der in wirklichen Ehrensachen nie übermäßig empfindlich gewesen war, hielt es für Ehrverlust, als Gemüthsfranker zu gelten — sein Hochmuth lehnte sich dagegen auf und trieb ihn zur Wuth. Jedes seiner Worte enthielt eine Verwünschung, denn die Erregung hatte ihn zurückgeschleudert in das schlimmste Stadium seiner Krankheit. Alle fühlten sich in eine Gefahr eingesponnen, nur Herr von Heidenbrück schlief, und sah im Traum, sich Blut von seinem Blute mit echtem Grafenblute mischen.

Onkel Joachim gelang es endlich, Rudolf fortzuführen. Hinter den Rosenstäuben verschwand er mit ihm im Parke.

Ganz rathlos saßen die Andern auf ihren Plätzen. Gertrud war bleich geworden, sie drängte sich dicht an Gisela, aber ihre Hand war unfähig, Giselas Händedruck zu erwidern — sie erwartete ganz widerstandslos das Ende ihres Schicksals.

Da erhob sich Frau Mathilde und forderte sie auf, mit ins Haus zu gehen — wissen wollte sie alles, was mit Rudolf vorgegangen war.

So erfüllte sich Graf Fluens Wunsch mit Gisela allein zu sein, und sie floh nicht, sie hatte alle Angst vor ihm verloren, denn keiner ihrer Gedanken galt ihrem eigenen Ich, sondern den Andern — Rudolf und Gertrud.

Kammervolle Tage!

(Nachdruck verboten.)

Rudolf hatte nach jenem Vorfall unter den Kastanien einen Weinanfall bekommen, der seiner Heftigkeit ein Ende setzte. Er wurde still wie ein scheues Kind, aber manchmal machte er tödliche Ausfälle gegen diejenigen, die ihm widersprachen oder seine Wünsche nicht schnell genug erfüllten. Gertrud fürchtete sich vor ihm, und flehte Frau Mathilde an, ihr eine abgesonderte Schlafstelle zu geben, aber das wies Frau von Heidenbrück entschieden von der Hand.

„Du bist keine Frau, daher ist Dein Platz bei ihm.“ Und dabei blieb es.

Gertrud verstand auch, mit ihm umzugehen, denn damals, als Rudolf auf die argentiniische Hacienda kam, lernte sie's von dem jungen Psychiater, der ihn begleitete und zwei Monate pflegte. Aber damals lagen die Verhältnisse ganz anders. Sie übte einen so besänftigenden Einfluß auf den Kranken aus, daß er sich von ihr durch ein bloßes Wort lenken ließ, während er jetzt einen grimmigen Born auf sie hatte.

Onkel Joachim widersprach seiner Schwägerin heftig, als er erfuhr, daß Gertrud unter den eingetretenen Verhältnissen doch mit Rudolf zusammen wohnen sollte. Er nannte das eine Barbarei, denn er fürchtete, Rudolf könne sich an der jungen Frau vergreifen; aber Frau Mathilde gab seinen Bedenken nicht nach.

So konnte Onkel Joachim nichts Weiteres zu Gertruds Schutze thun, als Rudolf Abends vor dem Schlafengehen ein Wort einzuschärfen: „Höre, Rudolf, wir stehen jetzt Mann gegen Mann, das heißt, wie zwei, die nicht mit sich spaßen lassen; Du hast einen Born auf Gertrud — aber wisse, sie steht unter meinem unbedingten Schutz, ich übernehme Vaterstelle an ihr. Was Du ihr Böses thust, das hast Du mir gethan, deshalb hüte Dich vor Deinem Born.“

Nachdem Onkel Joachim das alles gesagt hatte, ging er in den Garten und zog sich einen Stuhl unter die Fenster der jungen Eheleute. Er war ja ein robuster Mann, dem es nicht darauf ankam, einmal eine Nacht im Freien zuzubringen.

Er hatte da noch nicht lange gegessen, als er Schritte im Zimmer hörte, und durch die herabgelassenen Rouleaux einen Lichtschimmer wahrnahm.

Ganz aufmerksam horchte er auf alle Geräusche — einige Stühle flogen um, und jetzt sausten Stiefel gegen die Wand, aber kein lautes Wort — nur Gertruds Stimme — so ein kindes weiches Zureden, und dann alles stille.

Wenn Onkel Joachim den Kopf erhob, sah er manchmal Gertruds Schatten am Rouleau vorübergleiten — also schlief sie nicht — vielleicht hatte sie Angst, zu Bette zu gehen, oder sie machte Rudolf kalte Umschläge — sie hatte sich vorhin Tücher dazu geben lassen.

Es schlug Mitternacht, und Onkel Joachim knöpfte sich seinen Rock zu — es wehte kühl vom Walde herüber — da ertönte im Zimmer ein furchtbarer Aufschrei — das Aufschlagen einer Thür und — Todtenstille.

Mit einem Sprunge hatte Onkel Joachim das Fenster ertastet, er schlug das Glas ein und schob seinen Kopf unter dem Rouleau durch.

Beim matten Sterzenschein sah er Rudolf im Nachhinein stehen, wie er sich blitzschnell zum Fenster wandte und den Arm hob — ein Knall — und Onkel Joachim sank besinnungslos an der Mauer hinab.

Rudolf hatte ihn für einen Dieb gehalten.

Der Pistolenschuß dröhnte durch die nächtliche Stille, aber die im ersten festen Schlafe lagen, hörten ihn nur im Traum und sprangen nicht von ihren Lagern. Das waren die ermüdeten Mägde und Herr von Heidenbrunn.

Gisela aber saß aufrecht in ihrem Bette, denn einige Sekunden vorher war Gertrud in ihr Zimmer gestürzt, und hatte sich in Todesangst an sie geklammert: „Schütze mich, Gisela, Rudolf will mich erschießen!“

Noch ehe Gisela Zeit hatte, Gertruds hervorgestoßene Worte zusammenzufassen, schlug die Detonation von unten an ihr Ohr.

„Rudolf!“ rief sie außer sich und stand auch schon auf den Füßen.

Durch die offenen Fenster fiel das helle Mondlicht in das Zimmer.

Gertrud lag auf den Knien vor Giselas Bett. Sie fuhr zusammen, als der Schuß fiel — sie meinte Rudolf sei todt.

Giselas Hand legte sich auf ihre Schulter — „gehst Du mit mir hinab, armes Herz?“

Sie hielten sich fest an den Händen, als sie hinuntereilten. Es war keine Zeit, Licht zu machen, und der Mond leuchtete so hell.

Vom Vestibül aus führte ein schmaler Gang zu den Gastzimmern — auch er vom Mondlicht ganz durchfluthet.

Gisela öffnete die Thür zu Rudolfs Wohnzimmer und schritt auf das Schlafzimmer zu.

Sie machte auf.

Im Geiste hatte sie Rudolf mit durchschossener Brust auf dem Fußboden liegen gesehen, sein unglückliches Leben aushauchend — und nun sah er aufrecht in seinem Bett und las eine alte ganz verknitterte Zeitung er war nicht todt, nicht einmal verwundet.

Jetzt überfiel Gisela ein starkes Bittern, und Rudolf sah so gleichmüthig von seiner Zeitung auf, als ob nichts vorgefallen wäre.

Gertrud stand noch immer auf der Thürschwelle, sie konnte vor Angst nicht weiter. Sie sah, daß Rudolf lebte, aber ein kleines blühendes Ding, nicht größer, als daß man's hätte in die Tasche stecken können, lag auf dem Nachttischen neben dem Leuchter — Rudolfs Revolver.

Ihre Augen hingen daran.

Nun kam auch Frau Mathilde. Sie trug eine brennende Lampe in der Hand und war ganz angezogen.

Um Giselas Schultern hing nur ein übergeworfenes, durchsichtiges Morgenkleid.

Das Zimmer war von Pulvergeruch erfüllt, — eine unheimliche Atmosphäre.

Auch Frau Mathilde sah erschrocken aus, sie war auf ein Unglück vorbereitet, aber sie überzeugte sich, daß sie sich getäuscht hatte. Wäre ihr nicht der Pulvergeruch aufgefallen, sie hätte an eine Sinnestäuschung geglaubt — aber hier war geschossen, und neben Rudolf lag der Revolver.

„Was ist hier vorgefallen?“ fragte sie voller Angst.

Die Lampe erleuchtete das Zimmer ganz hell und Gisela sah ein Loch im Rouleau und darunter einen schmalen, rothen Fleck — Blut! und Glaskerben am Fußboden.

Sie fanden keinen Zusammenhang. Sollte Rudolf doch auf sich geschossen haben? Und wäre die Kugel etwa durchs Fenster geflogen? Aber wie käme dann das Blut in den Vorhang?

Frau Mathilde hatte Rudolf nochmals gefragt, was hier vorgefallen sei, aber er antwortete nicht.

Da trat Gisela an sein Bett und sah ihm ins Gesicht: „Rudolf, weshalb hast Du geschossen?“

„Weil ein Dieb eingebrochen ist!“ rief er heftig.

„Ah!“ Staunen und Befreiung zugleich. — Aber ein Dieb ist doch auch ein Mensch — ein Dieb — und wenn er nun unter dem Fenster läge und todt wäre?

Gisela überkam eine große Angst, ein großes Erbarmen — ein Dieb, und wenn er da läge, blutend, im Todeskampfe, von meines Bruders Hand erschossen — großer Gott! hab' Mitleid daß das nicht ist!

Ehe Frau Mathilde sich umbrehte, hatte Gisela das Rouleau aufgehoben und neigte sich aus dem zerschlagenen Fenster. Ja, da lag ein regungsloser Körper, und Giselas Blick wurde ganz starr — sie meinte Onkel Joachim zu erkennen, und in der nächsten Minute erkannte sie ihn deutlich — der Mond schien so hell. —

Ein qualvoller Laut brach aus ihrer Brust, sie schlang sich auf das Fensterbrett und glitt die Mauer hinab.

„Onkel Joachim!“

Im Zimmer hörten sie den Verzweiflungsruf.

Frau Mathilde begriff nichts von allem. Sie hatte an den Einbruch gedacht und war empört. Sie hatte auch das durchschossene Rouleau und den Blutfleck nicht gesehen, sie bemerkte das jetzt erst, nachdem sie Giselas Stimme von draußen hörte.

„Ist sie durchs Fenster?“ fragte sie in ihrem Schreck, und zog das Rouleau in die Höhe.

„Mama, es ist Onkel Joachim!“

Gisela kniete hinter ihm auf der Erde und richtete ihn an den Schultern auf, daß er sich gegen sie lehnen konnte. Sein Kopf blutete, Giselas Hände waren ganz naß von seinem Blute.

Als Frau Mathilde und Gertrud vom Hausthür aus herzugelaufen kamen, hatte Gisela schon ihr Taschentuch herausgezogen, und tupfte damit den Riez und das rinnende Blut aus dem dichten, kurz geschorenen Haar.

„Du mußt nach dem Doktor schicken. Mama!“

„Du großer Gott!“ stieß Frau Mathilde hervor und neigte sich dicht über Onkel Joachim's Gesicht. Sie legte ihre große Hand auf seine Stirn — die war ganz kalt.

„Joachim!“ rief sie ihn an, „Joachim, komm' doch wieder zu Dir!“

„Laß den Doktor holen, Mama!“

„Bis der von Wien kommt!“ sagte Frau Mathilde verzweifelt.

„Aber Doktor Zellinek doch selbstverständlich!“

„Freilich, Du hast Recht.“

Frau Mathilde eilte davon, ein Mädchen zu wecken.

„Hol' mir Wasser und einen Schwamm aus meinem Zimmer, Gertrud, und ein Handtuch.“

Gertrud lief. Frau Mathilde hatte die Mägde geweckt und zündete alle Lichter im Vorhause an, dann ging sie zu Rudolf hinein und stellte die Lampe, die sie dort zurückgelassen, auf das Fensterbrett, daß der Schein hell auf Onkel Joachim fiel.

Rudolf las noch immer in seiner zerknitterten amerikanischen Zeitung. Der Revolver war darin verpackt gewesen, er hielt sie aber für eine frische Zeitung.

„Was macht Ihr für Lärm?“ fragte er die Mutter — „und wo ist Gertrud? Sie soll kommen, ich bin nicht mehr böse auf sie.“

„Gleich wird sie hier sein, Rudolf“, sagte Frau Mathilde, „aber erzähl' mir jetzt, wie war das mit dem Einbrecher, hast Du ihn erkannt?“

„Woher sollte ich ihn kennen? Wer kennt denn Strolche?“

Währenddessen griff Frau Mathilde geschickt nach dem Revolver und versteckte ihn in den Kleiderkasten.

Gertrud hatte ihr Nachmittags alles erzählt — Rudolf war vorübergehend geisteskrank gewesen, und die Aerzte brangen darauf, daß er sich Ruhe auferlege und ein regelmäßiges Leben führe.

Frau Mathilde hatte Gertrud darauf bittere Vorwürfe gemacht, daß sie ihn geheirathet habe, und sie hielt ihr ergriffen eine eindringliche Predigt über die Verderbtheit der heutigen Menschen.

„Ihr wollt Euch alle ein leichtes Leben schaffen und fragt nicht mehr nach Religion und Pflicht. Da wird ein kranker Mensch von einer Familie ins Garn gelockt, um ihm das Geld abzulagen — die Tochter muß heirathen, weil er reich ist! Jetzt trage Dein Päckchen — Du bist seine Wärterin!“

So hatte Frau Mathilde Nachmittags gesprochen, und es war ihr nicht leid. In ihrem Herzen versteckte sich kein einziger liebevoller Gedanke — den ganzen Raum füllte die Verzweiflung über den gebrochenen Sohn, der ihr heimgekehrt war.

Und jetzt lag draußen einer in seinem Blute — großer Gott, wenn er todt wäre! Frau Mathilde mußte hinaus — die Angst trieb sie.

Der Revolver, den sie in ihren Rockfalten verbarg, mochte noch geladen sein — sie mußte ihn in Sicherheit bringen — einschließen in den Schreibtisch. — Sie eilte.

„Schick' mir Gertrud“, sagte Rudolf nochmals.

Frau Mathilde's Schreibtisch stand in einem Gemach zu ebener Erde neben dem Speisezimmer.

Es war ein wunderschöner, freundlicher Raum — die Wände mit Rosenpalieren übermalt. Einst war es doch das Boudoir der rothen Jägerin gewesen, und der gräßliche Besitzer ließ die Wandmalerei aus Pietät nicht verfallen, obgleich sich niemand anders als nur französische Maler auf die kunstvollen Renovierungsarbeiten verstanden. Keine Vorhänge verhüllten die Fenster — sie hätten nur die Imitation des quadratartig eingetheilten grünen Spaliers und das Rosengeranke verdeckt.

Fortsetzung folgt.



Gegen die frühere Oberin Elise v. Heusler vom königlichen Maximilian-Waisenstift in München, welche vor einiger Zeit wegen Giftmordversuchs vom dortigen Schwurgericht zu sechs Jahren Zuchthaus verurtheilt worden ist, hat das an seiner Gesundheit so schwer geschädigte Dienstmädchen Minna Wagner einen Anspruch auf Zahlung einer Summe von 3000 M. bei Gericht geltend gemacht. In dieser Angelegenheit stand leztthin vor der Zivilkammer des Landgerichts München I Termin an, zu welchem jedoch, offenbar im gegenseitigen Einverständnis der Parteien, weder für die Klägerin noch für die Beklagte ein Vertreter erschien, so daß die Sache gar nicht zum Aufruf kam. Wie verlautet, soll vorerst die Entscheidung des Reichsgerichts über die Revision abgewartet werden, welche Fräulein v. Heusler noch in lezter Stunde von ihrem Verteidiger hat einlegen lassen. Falls die Angeklagte zur Zahlung der beanspruchten Entschädigungssumme verurtheilt werden sollte, dürfte die Klägerin Wagner auch zu ihrem Gelde kommen, da, wie nachträglich bekannt geworden ist, Fräulein v. Heusler im Besitze eines Vermögens von mehreren Tausend Mark sein soll.

Furchtbare Augenblicke. In entsetzlicher Lage befanden sich am Montag vier Personen, die aus der Provinz kommend, den Zug in Spandau verlassen wollten. Sie merkten zu spät, daß sie schon am Ziele waren und wollten nun aussteigen, als der Zug bald hinter der Station nochmals hielt, weil von entgegengesetzter Seite ein Fernzug kam, der erst vorüberfahren mußte. Gerade in demselben Augenblick, da der Zug auf dem Nebengleise vorüberbrauste, hatten die Unvorsichtigen das Trittbrett verlassen. Der anderen Passagiere, die den Vorgang beobachtet hatten, bemächtigte sich eine furchtbare Aufregung; man glaubte, alle vier Personen würden zerstückelt werden. Als der Zug vorbeigefahren war, sah man die Familie unverseht bicht an den Vorortzug gedrängt, zwei Personen waren vor Schreck umgefallen. Der Luftzug hatte sie an die entgegengesetzte Seite gedrückt, wodurch sie einem schrecklichen Tode entgangen sind. Die Namen der vier Personen wurden von der Bahnpolizei festgestellt; vermuthlich werden sie noch bestraft.

Eine Gaunerkomödie spielte sich kürzlich in Berlin ab. Zu einem Fahrradhändler in der Sebastianstraße kam ein modisch gekleideter junger Mann, um ein Rad zu kaufen. Nachdem er sich mehrere angesehen hatte, wählte er eins und bat den Händler, ihm bei der Probe behilflich zu sein, da er sich im Fahren noch nicht ganz sicher fühle. In der That war einige Unterstützung noch dringend nöthig, denn der junge Mann wankte und taumelte mit dem Rad auf dem Hof umher, daß der Händler seine liebe Noth hatte, ihn zu halten. Nach einigen Stürzen war das Rad an einem Tritt endlich so beschädigt, daß die Uebung abgebrochen werden mußte. Man wurde aber handelseinig, und der Käufer versprach, am nächsten Tage das Rad abholen zu wollen, wenn der Schaden würde ausgebessert sein werden. Müntlich stellte er sich auch ein. Während ihm der Händler das Rad noch einmal zeigte, spielte er mit dem Portemonnaie, das er bereits aus der Tasche gezogen hatte, so geschickt, daß der Mann einen Hundertmarktschein, den es barg, unbedingt sehen mußte, dann klappte er die Börse plötzlich wieder zu, bat den Händler, sie einen Augenblick zu halten, und nahm das Rad, um einmal zu probiren, ob es schon besser gehe. Und es ging wirklich nicht nur besser, sondern ganz ausgezeichnet. Der Händler traute seinen Augen kaum, als er sah, wie der Mann schon fahren konnte. Immer weiter kaufte der Radler davon, bis dem Händler ein Licht aufging. Nun lief und rief er hinter ihm her, aber es war zu spät. Noch tröstete er sich mit dem Besitz des Portemonnaies: das knifflische Ding wollte und wollte nicht aufgehen, und als er es schließlich mit Gewalt aufriß, um zu entdecken, daß es nur eine Hundertmarktscheinkleinheit und einen einzigen Pfennig enthielt, war sein Käufer schon lange nicht mehr zu sehen.

Der Fälscher wider Willen. Aus Paris wird berichtet: Der lange Streit um die „Tiara des Saitapharnes“ hat nun

ein Ende gefunden. Wie schon kurz gemeldet, kommt der mit der Untersuchung betraute Professor Clermont-Ganneau in seinem dem Unterrichtsminister erstatteten Berichte zu der Schlussfolgerung, daß die schöne Goldhaube des Louvre nie auf einem Skythenhaupte gegessen haben kann, weil sie dazu viel zu jung ist. Clermont-Ganneau, ein erprobter Jäger auf falsche Antiquitäten — er hat bereits die moabitischen Poterien von Berlin und eine Bibel des britischen Museums „entlarvt“ — hütete sich, mit seiner Untersuchung den wissenschaftlichen Streit der Archäologen wieder zu eröffnen. Seine Spezialität sind zudem nicht die griechischen Alterthümer. Alle die abgebrauchten Argumente von der Verwirrung der künstlerischen Stile, die in den Ornamenten der Tiara herrscht, von den grammatischen Fehlern der Inschrift ließ er unbeachtet und suchte vielmehr nach den äußeren und mechanischen Merkzeichen der Fälschung. Das auffallendste waren ihm die kleinen, gleichartigen Beulen, die sich überall auf der Tiara fanden, nur nicht an jenen Stellen, die die besondere Schönheit des Goldschmiedewerkes ausmachen. Eine so merkwürdige Verschönerung der werthvollen Partien konnte keinem Zufalle zugeschrieben werden. Die genauere Prüfung bestätigte diesen ersten Anhaltspunkt. Clermont-Ganneau konstatirt also, ohne den geringsten Zweifel zuzulassen, daß die untere Zone der Tiara vollständig neu ist, daß die mittlere, welche die figürlichen Darstellungen enthält, auf einem antiken Fragment beruht, und daß die obere Partie sehr deutliche Zeichen der Fälschung trägt. Die Aussagen des nach Paris berufenen russischen Goldarbeiters Rukomowsky bildeten für Clermont-Ganneau eine zweite, von der ersten völlig unabhängige Kette der Beweisführung. Rukomowsky gab, noch ehe er die Tiara gesehen, eine Reihe von Aufschlüssen, die mit den oben angeführten Beobachtungen der Experten ganz genau übereinstimmen. Zum Ueberflus läßt Rukomowsky seine Instrumente aus Odessa kommen, um vor den Augen Clermont-Ganneaus Proben seiner Kunst zu liefern. Uebrigens wird auch das Publikum Gelegenheit haben, ein Werk des unschuldigen Fälschers zu bewundern, der die Tiara auf Bestellung angefertigt hatte, ohne zu wissen, was damit beabsichtigt war. Der Ende des Monats seine Pforten öffnende Salon der „Artistes Francais“ hat für die Ausstellung bereits den kleinen silbernen Sarkophag akzeptirt, den Rukomowsky als sein Meisterwerk betrachtet.

„Mimi Pinson“ im Festsaal. Aus Paris wird berichtet: Die neueste Entwicklung in der Idee, für vernünftige und gesunde Leibesübungen für Pariser Arbeiterinnen, Schneiderinnen, Putzmacherinnen und andere zu sorgen, ist die Gründung einer Fechtklasse. Nach dem Singen, Tanzen und der Deklamation wird „Mimi Pinson“ jetzt darin unterrichtet, das Rapier zu handhaben und bei einer Schaustellung im „Conservatoire Populaire“ zeigten die jungen Mädchen, daß sie bereits gut fechten und parieren konnten. Ihr einziger Mergen dabei ist, daß sie ihre hübschen Gesichter hinter Masken verbergen müssen, aber dieser Nachtheil wird reichlich aufgewogen durch das glänzende Ergebnis, das die kräftige Uebung auf Mädchen hat, die den ganzen Tag in dumpfen Läden und schlecht gelüfteten Arbeitsstuben eingekerkert sind.

König Eduards Gepäck. Aus Rom wird der Londoner „Daily Mail“ telegraphirt, daß bei der Ankunft in Syracus der Courier des Königs höchst unangenehm durch die Thatsache überrascht wurde, daß das Gepäck des Königs, das er bis Malta zu beaufsichtigen hatte, fehlte. Er stellte Erkundigungen an, und man telegraphirte an alle Stationen zwischen Rom und Syracus. Endlich lief die Nachricht ein, daß dem Gepäckwagen bei Reggio ein Unfall passirt sei und daß das Gepäck am nächsten Tage nachkommen werde. Der Zug kam auch, aber nicht das Gepäck. Der Courier handigte darauf die Korrespondenz für den König, die er bei sich trug, an den englischen Konsul aus und dieser reiste sofort damit nach Malta. Als auch am Samstag morgen noch keine Nachricht über das Gepäck eingelaufen war, telegraphirte der Courier nach Malta, und es wurde von dort ein Kriegsschiff nach Syracus geschickt, um ihn abzuholen. Alle Nachforschungen nach dem verlorenen Gepäck sollen bis Sonntag kein Resultat ergeben haben.

Das Gespenst des Ostens. Die „entsetzlichen Verhältnisse unter der englischen Herrschaft in Indien“ werden von Mr. William Digby mit ergreifender Anschaulichkeit in einem Aufsatz dargestellt, in dem er in der „Asiatic Quarterly“ auf offizielle Kritiken seiner früheren Ausführungen antwortet. Es gibt

eine Reihe von erschreckenden Zahlen aus autoritativen Quellen. Sein Schluß ist, daß Hunderte Millionen der Landarbeiter in Indien etwa 6 d. pro Tag zum Leben haben. „Der gewöhnliche englische Penny, „des Bettlers Spende“, ist mehr, als der anständige indische Landmann hat, um Körper und Seele zusammenzubalten. Große Mengen haben nur einen halben Penny täglich. Die Ruppe ist im Werthe heruntergegangen und die Nahrung im Preise heraufgegangen. Eine Mahlzeit von Getreide täglich und gelegentlich eine dünne Decke verschlingt im allgemeinen das ganze Einkommen der indischen Familie. Und sie sterben wie die Fliegen. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der Todesfälle im Verhältnis zu England 217 zu ca. 100. 25 000 000 Indier sind in den letzten 10 Jahren mehr gestorben, wenn man die Sterblichkeit in Indien mit der Englands vergleicht. 100 000 000 Leute in Indien darben die ganze Zeit. Unter der englischen Regierung ist die Hungersnoth chronisch geworden, sie kehrt jedes Jahr wieder. In den ländlichen Bezirken Bombays, wo bei einem gut genährten und angemessen gekleideten Volk alle materiellen Bedingungen zur Gesundheit gegeben wären, starben 366 Leute zu 100 im Vergleich mit dem Vereinigten Königreich, und in den städtischen Theilen 390 zu 100. Neun Menschen starben also in den ländlichen und städtischen Bezirken Bombays gegen zwei in England. In Ahmednagar, unter der direkten Herrschaft der Regierung Indiens, starben 860 Landbewohner gegen 100 Landbewohner in England (fast neun gegen ein), und 666 Städter gegen 100 in England (fast sieben gegen eins).“

Ein japanischer Trick. Man hat die Röntgenstrahlen schon zu allen möglichen Dingen verwendet, aber in der Regel dienen sie doch zu medizinischen Operationen. Jetzt wollen die japanischen Behörden zu ihnen Zuflucht nehmen, um die geschickten Diebe zu entdecken, die aus der Münzwerkstatt Gold- und Silberstücke stehlen. Trotz der sorgfältigen Untersuchungen der Inspektoren, die die Arbeiter beim Verlassen der Werkstatt aufs genaueste visitiren, verschwanden doch Jahr für Jahr Gold- und Silberstücke, ohne daß es möglich war, die Diebe zu überführen. Die Arbeiter erfinden die großartigsten Tricks, um den Nachforschungen der Inspektoren zu entgehen. Das Mittel, das bis jetzt am häufigsten angewandt wurde, war sehr merkwürdig: der Arbeiter verschlang das Gold, das er mitnehmen wollte, und wenn er dann nach Hause zurückgekehrt war, nahm er ein Brechmittel und gelangte so wieder in den Besitz seiner Beute. Die Inspektoren waren dieser Kriegslist absolut machtlos. Jetzt aber hat die japanische Regierung aus Philadelphia einen sehr kräftigen Apparat zur Untersuchung mit Röntgenstrahlen erhalten, mit dem Untersuchungen gemacht werden sollen, und wenn die Versuche, wie man erwarten kann, glücken, werden die Golddiebe dieses großartigen Tricks beraubt sein.

Königin Margherita als Automobilistin. Königin Margherita benutzte die schönen Frühlingstage zu zahlreichen Automobilausflügen in die römische Campagna, obwohl sie mehr als einmal Unannehmlichkeiten durch Störungen an der Maschine ausgekostet war. So versetzte vor kurzem die Nachricht, Königin Margherita sei von einem Automobilunfall in den Sabinerbergen betroffen worden, ganz Livoli in Aufregung. Cabinier sprengten nach allen Richtungen und durchsuchten die Umgebung nach der Königin, bis sie denn endlich in der Nähe der Mariavilla das königliche Gefährt fanden, das nicht mehr von der Stelle wollte, und daneben die Königin mit ihrem Kammerherrn und einer Hofdame, die geduldig warteten, bis der Mechaniker seine Arbeit beendet hatte. Unangenehmer war ein Unfall, welcher der Königin in diesen Tagen passirte. Drei Kilometer vor Civitavecchia „streckte“ das Automobil und alle Mühe, es wieder flott zu machen, blieb vergeblich, so daß die Königin den noch ziemlich weiten Weg bis Civitavecchia auf der staubigen Landstraße und bei beginnender Dunkelheit zurücklegen mußte. In Civitavecchia begab sie sich sofort zum Bahnhof. Der Kammerherr Marchese Guiccioli löste Billete 1. Klasse und die Königin fuhr, unerkannt von anderen in einem Abtheil 1. Kl. sitzenden Reisenden, nach Rom. Das Automobilkostüm bewirkte auch, daß sie unerkannt den Bahnhof verlassen und in einer Droschke ihr Palais in der Via Veneto erreichen konnte. Erst an dem königlichen Trinkgelde, das ihm der Kammerherr überreichte, merkte der verblüffte Kutscher, daß er wohl die Königin Margherita gefahren haben mochte.

Romantisch. Aus Livorno kommt die Nachricht, daß auf der dortigen Station ein bildschönes, 16jähriges Mädchen verhaftet wurde, die in Männerkleidern den Thronen entflohen war, um ihrem Geliebten zu folgen. Die junge Dame gehört einer der ersten Florentinischen Familien an, der sie sofort zurückgegeben wurde.

Rh.-Westf. Handels-Vehraustalt

Dir. E. Schreiber.

Rheinstr. 103,
1.



an der
Ringkirche.

Am 4. Mai 1903:

Beginn der
Viertel-, Halbjahrs- und Jahreskurse.

Lehrfächer:

Einfache, doppelte und amerik.	Stenographie (Gabelberger).
Buchführung.	Schön schreiben.
Wechsellehre, Contorpraxis.	Maschinen schreiben etc.
Correspondenz.	Engl., franz. und italienische
Kaufm. Rechnen.	Correspondenz.

Der Unterricht wird direct praktisch für die Praxis ertheilt und werden die Lernenden von der ersten Stunde an, an selbstständiges Arbeiten gewöhnt.

Perfekte Ausbildung garantiert. Nach Schluß der Kurse schriftliche und mündliche Prüfungen, sowie Zeugnisausstellung. Auf Wunsch Privat-Unterricht. Vermittlung von Stellen.

Die Contoristinnen- und Buchhalterinnen-Kurse für Damen als sicherster, heutiger Lebens- und (Erwerbsberuf) stehen unter persönlicher Leitung von Frau E. Schreiber, langjährige Handelslehrerin. Interessenten wollen sich frühzeitig melden.

Täglich Beginn neuer Schreib-Kurse: Kaufm., Beamten-, Kops- und Rundschrift, in Tages- oder Abendstunden, nach meiner in ganz Deutschland, sowie im Auslande bekannten und eingeführten Methode unter Garantie des Erfolges. Schreiberfolg.

W. Schreiber
Vor- u. Nachschreib-
Kurs-Verfahren
Erfolgreich

W. Schreiber
Vor- u. Nachschreib-
Kurs-Verfahren
Erfolgreich

Das Original obiger Schrift, sowie andere Schreiberfolge von hiesigen Schülern liegen in meinem Bureau Interessenten zur Einsicht offen. 1501

Für Schüler und Lehrlinge ermäßigte Preise.
Die Direction.

Möbel u. Betten

gut und billig auch Zahlungs-
erleichterungen, zu haben

A. Leichter, Adelheidstraße 46.

Eine
hervorragende

Auswahl

in

Knaben-Sweater

alle Größen

alle Preislagen

empfiehlt

L. Schwenck, Mühlgasse 9,

Wiesbaden.

Strumpfwaren und Trikotagehaus, 1096